

**Wer ist hier eigentlich
behindert?**

**– Meine persönliche Ansicht von
Behinderung und deren
Auswirkungen im Peer
Counseling**

**Hausarbeit von Maren Freise
im Rahmen der 15. Peer Counseling Weiterbildung
2017/2018**

Hannover, den 17.10.2018

Inhalt

| | |
|--|---|
| 1. Einleitung..... | 2 |
| 2. Meine persönlichen Erfahrungen im Umgang mit Behinderung..... | 3 |
| 3. So hilft mir meine Einstellung in der Peer Beratung..... | 6 |
| 4. ... Wer ist denn nun eigentlich behindert?..... | 8 |
| 5. Quellenverzeichnis | 9 |

1. Einleitung

Die Idee zu dem Thema meiner Hausarbeit basiert im Wesentlichen auf drei Säulen.

Die erste Säule ist mein Interesse an den verschiedenen Lebenssituationen von Menschen. Ich höre mir gern an, was Menschen bewegt und beobachte, wie sie unterschiedliche Bewältigungsstrategien entwickeln bzw. einsetzen. Ein besonderes Augenmerk lege ich dabei auf Faktoren, die Leute glücklich bzw. unglücklich machen.

Die zweite Säule ist die Tatsache, dass ich zwar eine schwere körperliche Behinderung habe, mich aber selbst nicht unbedingt als behindert bezeichnen würde und es auch nicht mag, wenn andere das tun. Daher nehme ich zunächst verschiedene Definitionen von Behinderung näher unter die Lupe und vergleiche sie mit meinen eigenen Ansichten.

Die dritte Säule ist mein Anliegen den Menschen, die sich mit ihren Herausforderungen an mich wenden, neben einer fundierten Beratung natürlich, ein Handwerkszeug mitzugeben. Mit Handwerkszeug meine ich so etwas wie Bestärkung, das Leben anzupacken. Ich kann den Ratsuchenden ihre Sorgen und Probleme nicht nehmen, auch kann ich keine Entscheidungen für sie treffen und ihnen nicht versprechen, dass sie ihre Ziele erreichen werden. Manchmal muss ich sie sogar darauf hinweisen, dass ein angestrebtes Unterfangen, etwa aufgrund der gegenwärtigen Rechtslage, nicht oder nur sehr schwer umzusetzen ist. Da bin ich dann ganz ehrlich und ernte dafür auch mal Enttäuschung von meinem Gegenüber.

Was ich aber auf jeden Fall sagen kann, ist, dass die Fähigkeit, überhaupt Ziele für sich formulieren zu können, ja allein schon das Gefühl zu haben, etwas ändern zu wollen und sich auf den Weg zu machen, meist der Motor ist, der die sprichwörtlichen „Berge versetzt“.

Ein Motor übrigens, den, zumindest nach meinen Beobachtungen, auch viele unserer „nichtbehinderten“ Mitbürgerinnen und Mitbürger ruhig einmal wieder für sich ölen dürften. An diesem Punkt stellt sich mir nämlich oft die Frage: Wer ist hier eigentlich behindert? Halt, nein, diese Formulierung ist ohnehin unglücklich bzw. veraltet. Wir sind Menschen und wir sind nicht behindert, sondern werden behindert. Oder behindern wir uns eigentlich nicht eher selbst? Zugegeben, diese Behauptung ist gewagt, hat aber durchaus einen sehr inklusiven Ansatz.

Im Folgenden werde ich meine Gründe zu dieser Annahme erläutern, dazu Beispiele aufzeigen und beschreiben, wie ich meine Definition von Behinderung positiv in das Peer Counseling einfließen lasse.

2. Meine persönlichen Erfahrungen im Umgang mit Behinderung

Bevor ich in diesem Kapitel auf meine persönlichen Erfahrungen im Umgang mit meiner eigenen Behinderung und dem Thema generell eingehe, stellt sich vorab die Frage, wann ein Mensch eigentlich behindert ist. Wenn man dieser Frage nachgeht, stößt man auf verschiedene Definitionen von Behinderung.

Da ist zum Beispiel die Definition nach dem medizinischen Modell von Behinderung. Hier wird Behinderung nur aus medizinischer Sicht betrachtet. Der Fokus liegt auf individuellen Defiziten, welche die Möglichkeiten der Teilhabe stark reduzieren (vgl. GROßKREUTZ, H. (2009): WWW).

Diese Definition ist jedoch aufgrund ihres einseitig defizitären Blickwinkels mittlerweile veraltet. Als Mensch mit einer Behinderung kann ich der Gesellschaft nur dazu gratulieren, dieses Modell überwinden zu wollen. Einseitige Betrachtungsweisen haben uns noch nie weitergebracht, jedoch schreibe ich extra von „überwinden wollen“, da der Prozess des Überwindens dieses Modells noch lange nicht auf allen Ebenen vollzogen ist. Aber wir befinden uns mit der UN-Behindertenrechtskonvention und der Entdeckung der Inklusion immerhin auf dem richtigen Weg dahin.

Das medizinische Modell von Behinderung wird endlich mehr und mehr abgelöst von dem sozialen Modell von Behinderung, welches seine Ursprünge immerhin bereits in den 1960er Jahren hatte. Nach dieser Definition ist Behinderung weniger auf medizinische „Probleme“ eines einzelnen Menschen als auf systemische Barrieren und ausgrenzende Haltungen innerhalb einer Gesellschaft zurückzuführen (vgl. TECHNISCHE UNIVERSITÄT DORTMUND (o. J.): WWW).

Ich habe mir noch eine weitere Definition näher angesehen. Gerade die Definition nach dem Sozialgesetzbuch ist recht kontrovers und ebenso ausschlaggebend, da viele Menschen mit Behinderungen Teilhabeleistungen nach dem SGB IX erhalten.

Laut § 2 Absatz 1 SGB IX gelten Menschen dann als behindert, wenn ihre körperliche, geistige oder seelische Gesundheit für länger als sechs Monate von dem für das Lebensalter typischen Zustand abweicht und die Teilhabe am Leben in der Gesellschaft dadurch eingeschränkt ist (vgl. STIFTUNG MYHANDICAP GEMEINNÜTZIGE GMBH (o. J.): WWW). Kontrovers bzw. interessant ist für mich an dieser Sicht auf Behinderung, dass der Fokus, ähnlich wie bei dem medizinischen Modell, auf den Defiziten liegt, um mit entsprechenden Maßnahmen aus dem SGB Teilhabe zu ermöglichen. Dennoch legt man dem Ganzen eine Norm zugrunde, die es, zumindest nach meinem Verständnis von einer inklusiven Gesellschaft, langfristig zu revidieren gilt.

Besonders dieser letzte Punkt führt zu meinen ganz persönlichen Ansichten zu dem Thema Behinderung. Ich habe mich im Laufe meines Lebens oft damit auseinandersetzen müssen, dass ich viele Dinge gar nicht machen konnte oder mir zumindest andere Wege suchen musste, um ans Ziel zu kommen, als die meisten anderen Menschen in meinem Umfeld. Das war und ist mitunter durchaus frustrierend und kann einen echt fuchsig machen. Vor allem wenn man, so wie ich, von Beginn an ein ziemlicher Dickschädel ist.

Ich wurde 1983 mit einer schweren Spastik in allen vier Gliedmaßen geboren. Zu dieser Zeit war es nicht unüblich, dass Kinder mit einer Behinderung in Sondereinrichtungen zur Schule gingen und auch wohnten. Ich aber wuchs bei meinen Eltern auf und wurde in den 1990er Jahren inklusiv beschult (wobei das damals noch unter den Begriff „graue Integration“ fiel). Als Familie sind wir damit sicher nicht den einfachsten Weg gegangen, aber es war der Weg, der für uns gepasst hat. Jeder von uns musste oft die Zähne zusammenbeißen und einiges schlucken, aber es war unser Weg. Mein Weg. Seit ich denken kann, gab es auch immer wieder Situationen, die ich nicht akzeptieren konnte.

Hier ein Beispiel - seicht, aber deutlich: Als kleines Kind hatte ich einen Kassettenrekorder, mit dem ich täglich mehrere Stunden Benjamin Blümchen, Bibi und Tina und so weiter abspielen konnte. Ich stand total auf diese Hörspielkassetten. Der Haken war nur, dass ich anfangs motorisch nicht in der Lage war, die Kassetten selber umzudrehen. Wenn Seite A zu Ende war oder gar eine andere Kassette eingelegt werden sollte, blökte ich also lauthals nach Vater, Mutter oder Schwester, damit sie dieses für mich übernahmen. Waren sie nicht greifbar, sah ich alt aus.

Diese Abhängigkeit hat mich irgendwann so genervt, dass ich angefangen habe zu üben, die Kassetten selbst zu wenden. Das habe ich dann mit einigen Tricks und Kniffen auch geschafft. Dieses kleine Beispiel steht für meinen Motor, der mich immer wieder antreibt. Ich möchte unabhängig und selbstbestimmt leben, dafür arbeite ich jeden Tag an mir. Für mich hat das viel mit meiner persönlichen Einstellung zu den Dingen zu tun. So kann ich die täglichen Barrieren leichter überwinden.

Als ich vor ein paar Jahren zum ersten Mal den Film „Der Baum“ von Julie Bertuccelli gesehen habe ist mir klar geworden, worin für mich wahre Freiheit und Selbstbestimmung besteht. Der Film handelt von einem kleinen Mädchen, dessen Vater plötzlich stirbt. Das Kind meint, der Vater lebt in dem großen Baum vor ihrem Haus weiter. Als sie dann einmal von einer Freundin gefragt wird, warum sie so fröhlich ist, obwohl sie gerade ihren Vater verloren hat, erklärt sie, dass man im Leben traurig sein kann oder glücklich. Sie will glücklich sein, also ist sie es.

Sicher kann man sich darüber streiten, ob diese Ansicht furchtbar naiv oder ziemlich intelligent ist. Für mich persönlich ist die Entscheidung glücklich oder traurig die Entscheidung überhaupt im Leben. Ich konnte mich, nach großen Zweifeln und jeder Menge Unzufriedenheit mit meiner Situation, schließlich frei und selbstbestimmt für das Glücklich sein entscheiden. Das bedeutet nicht, dass ich nur strahlend durch die Gegend rolle und mich über nichts und niemanden ärgere, nein. Aber ich habe die positive Basis gefunden, mit der ich „Baustellen“ angehen und Barrieren sogar mit Humor nehmen kann. Ich finde, das ist schon eine reife Leistung. Wer weiß, wenn ich nicht im Rollstuhl säße, würde ich jetzt vielleicht versuchen mich mit deutscher Aalrauch-Mettwurst auf Mallorca über Wasser zu halten. Ein Lebensentwurf, der, wie wir aus einschlägigen Fernsehsendungen wissen, auch nicht immer reibungslos funktioniert.

Was ich damit sagen möchte ist, dass der Mensch ohnehin dazu geneigt ist, sich Probleme zu suchen, die er lösen kann. Zugleich erlebe ich Mitmenschen, die mit der Vielfalt ihrer Möglichkeiten regelrecht überfordert zu sein scheinen, sie verfallen dadurch mitunter sogar in eine Art Lethargie. Nach einiger Zeit wissen sie dann gar nichts mehr mit sich anzufangen und werden unzufrieden.

Sicher, es ist großartig, heutzutage so viele Wahlmöglichkeiten zu haben und sich auch immer wieder neu entscheiden zu können, wenn man mit bestimmten Situationen nicht

mehr glücklich ist. Mit 65 Jahren ein Studium beginnen? Den Ausbildungsplatz zum dritten Mal wechseln, weil man mit dem Vorgesetzten nicht klar kommt? Die fünfte Scheidung einreichen? Theoretisch kein Problem mehr. Das ist gut, das ist Entwicklung. Aber wir sind dadurch auch weniger gefordert, Situationen anzunehmen und Begonnenes durchzuziehen. Auch die Auseinandersetzung mit sich selbst ist nicht in dem Maße nötig wie es wäre, wenn wir unangenehme Situationen nicht so einfach hinter uns lassen könnten. Ich kenne Situationen, aus denen ich mich gerne davonestehlen, sie aber im wahrsten Sinne des Wortes aussitzen muss, nur zu gut. Dadurch habe ich gelernt, nicht gleich das Handtuch zu werfen, sondern mit bzw. an den Gegebenheiten zu arbeiten. Am Ende nehme ich so mehr für mich mit, als wenn ich mich in den Dingen verbeiße, die gerade nicht funktionieren.

Letztendlich muss aber jeder seinen Weg finden. Ob auf vier Rädern, am Langstock oder an der Hand des sechsten Ehegatten ist dabei eher zweitrangig. Alle werden stolpern und auch mal hinfallen, aber es gibt immer Strecken, auf denen wir gut vorankommen.

3. So hilft mir meine Einstellung in der Peer Beratung

In diesem Kapitel meiner Arbeit möchte ich darauf eingehen, wie ich meine Einstellung zu meiner Behinderung in Beratungssituationen einsetze.

Dabei muss mir zu allererst bewusst sein, dass ich weder meine persönliche Situation noch meine persönlichen Ansichten eins zu eins auf die Ratsuchenden projizieren sollte. Ich bin überzeugt, dass eine positive Sichtweise hilft, Hürden zu nehmen und widrige Umstände erträglicher macht. Aber ich habe sehr oft Personen vor mir, die noch nicht an diesem Punkt sind, es vielleicht nie sein werden. Dann grinsend zu sagen: „Sehen Sie es positiv, Frau Müller, so müssen Sie nicht auf Mallorca Würstchen verkaufen, um Herausforderungen zu haben“ wäre wohl wenig zielführend bis kontraproduktiv.

Was sich aber durchaus bewährt, ist hier und da persönliche Erfahrungen im Umgang mit bestimmten Hürden, zum Beispiel bei der Jobsuche, miteinzubringen. Neben den Peers berate ich auch oft Eltern, die ihren Kindern mit Behinderung einen inklusiven Bildungsweg ermöglichen möchten. Hier werde ich meistens auch zu meiner Schulzeit gefragt. Das lockert das Gespräch ein bisschen auf und macht den Eltern Mut, sich weiterhin für die Bedarfe ihrer Kinder stark zu machen. Besonders engagierte Eltern werden von Lehrkräften und Sachbearbeiter*innen in Jugend- oder Sozialamt oft als unbequem wahrgenommen und

bekommen dies auch gespiegelt. Dadurch können sie verunsichert werden. Auch hier bestärke ich die Ratsuchenden durch Einbindung meiner eigenen Erfahrungen im Umgang mit Behörden etc. Ich kann bestätigen, dass ein gewisses Maß an Hartnäckigkeit notwendig ist, um für das Kind bzw. sich selbst die zur Teilhabe benötigten Leistungen zu bekommen.

Gerne würde ich in Beratungsgesprächen auch öfter anmerken, dass auch die Menschen ohne diagnostizierte Behinderungen Herausforderungen zu bewältigen haben. Anderer Art, sicherlich, aber dennoch nicht unbedingt weniger anstrengend für den Betroffenen. Jeder hat eben andere Grenzen und dementsprechend individuell ist auch die Wahrnehmung von Hürden. Ich hatte dazu mal ein Erlebnis mit einer Bekannten:

Diese junge Frau war sehr auf ihr Äußeres bedacht. Ständig machte sie sich Sorgen, wenn ihre Frisur oder Kleidung nicht richtig saßen. Sie sprach auch viel mit mir über ihre Nöte und fragte mich um Rat. Für mich war das zunächst komisch, ich ärgerte mich sogar darüber, dass sie mich mit ihren Haaren belastete, obwohl ich offensichtlich schwerwiegendere Probleme hatte. Erst nach einiger Zeit und intensiven Gesprächen mit ihr wurde mir klar, dass sie mit ihren Schwierigkeiten nicht weniger kämpfte als ich mit meinen, eher sogar mehr. Seitdem kann ich mit meinen Baustellen grundsätzlich entspannter umgehen und mit meiner Behinderung noch leichter leben.

Ein völlig sorgenfreies Leben gibt es nicht, für niemanden. Für mich relativiert das vieles. Ich bin mit meinen Lebensumständen im Großen und Ganzen sehr zufrieden. Aber vor allem in der Beratung kann ich nicht davon ausgehen, dass die Peers das genauso empfinden. Sie suchen in erster Linie Rat und Verständnis. Im Peer Counseling wird meine eigene Behinderung zur Profession. Mit meinem durch ähnliche Erfahrungen erworbenen Fachwissen helfe ich den Ratsuchenden sicherlich mehr als jemand, der in einer Beratung nicht auf persönliche Erfahrungswerte zurückgreifen kann. Zugleich ist ein solcher Kontext auch gut für mein Ego. Somit ist eine positive Basis vorhanden, auf der ein vertrauensvolles Gespräch aufgebaut werden kann. Auch wenn die Prozesse, die auf dieses Gespräch folgen, langwierig sein können und mitunter auch nicht zum gewünschten Ergebnis führen, ermutige ich die Ratsuchenden gerne mit dem Hinweis darauf, dass sie in dem Moment, in dem sie den Wunsch nach Veränderung spüren und zur Beratung kommen, schon ein großes Stück der Hürde genommen haben.

4. ... Wer ist denn nun eigentlich behindert?

Nach diesem „Ausflug“ in meine persönlichen Gedanken, Ansichten und Definitionen zum Thema Behinderung bleibt jetzt noch die Frage nach dem „Wer“ zu beantworten.

Wer ist hier eigentlich behindert?

Nun, wir alle sind es. Die einen mit, die anderen ohne Diagnose. Die gleiche Antwort würde ich übrigens auch auf die Frage „Wer ist hier eigentlich nicht behindert?“ geben.

In den letzten 12 Monaten habe ich, besonders im Zuge der Peer Counseling Weiterbildung, viele Menschen kennengelernt, die man offiziell, so wie mich auch, als Menschen mit Behinderungen definieren würde. Aber wenn ich mir überlege mit wieviel Engagement, Freude und Mut wir das Leben anpacken, so wie es eben kommt, fällt es mir echt schwer von Behinderungen zu sprechen.

Wer trotz erschwelter Bedingungen eine Tagesreise in das kleine Nest Uder auf sich nimmt um dort regelmäßig vier Tage lang, nicht selten an seinem inneren Schweinehund, zu arbeiten, für sich selbst, aber auch um Peers künftig professionell beraten zu können, den kann man nicht als behindert bezeichnen, oder? In unseren abendlichen Runden in der Cafeteria des Tagungshauses fließen zwar auch schon mal die Tränen, aber nicht aus Trauer über unser schweres Los sondern vielmehr, weil jemand einen guten Witz gerissen hat und die Mannschaft sich vor Lachen nicht mehr halten kann.

Mir wird das fehlen, wenn wir im nächsten Monat die Weiterbildung abgeschlossen haben und nur noch selten oder auch gar nicht mehr wiederbegegnen. Aber alles, was ich in dieser Zeit erlebt habe, was wir zusammen erlebt haben, nehme ich mit - in der Gewissheit, dass es mein Leben nachhaltig beeinflussen wird.

Wir sind der Motor für die Inklusion und werden weiter charmant-engagiert an den Barrieren dieser Welt herum „sägen“. Wir gehen mit gutem Beispiel voran und haben ganz offensichtlich schon eifrig an den Hindernissen, die wir uns selber manchmal aufstellen, gearbeitet. Ihr anderen, Ihr Diagnosefreien, braucht es uns nur nachzutun. Wenn Ihr dabei Unterstützung braucht, fragt uns, wir beraten gern!

5. Quellenverzeichnis

GROßKREUTZ, H. (2009) in: Die Bedeutung der UN-Behindertenrechtskonvention, URL:

https://www.behindertenbeauftragter.de/DE/Koordinierungsstelle/UNKonvention/Bedeutung/Bedeutung_node.html (Stand: 22.09.2018)

STIFTUNG MYHANDICAP GEMEINNÜTZIGE GMBH (o. J.) in: Behinderung - Versuch einer Definition, URL: <https://www.myhandicap.de/behinderung/> (Stand: 01.10.2018)

TECHNISCHE UNIVERSITÄT DORTMUND (o. J.) in: Behinderungsmodelle, URL: http://lernen.projekt-elog.de/AContent/home/course/content.php?_cid=321 (Stand: 07.10.2018)